

Wandel im Dialekt von Bärschwil

von Katja Fiechter

Der Dialekt von Bärschwil wandelt sich unter dem Einfluss des Basler Dialekts - dies zeigt meine Studie vom Herbst 2015, welche ich anlässlich meines Masterabschlusses in Europäischer Sprachwissenschaft durchgeführt habe. Für mein Projekt führte ich Gespräche mit sechzehn Informanten, welche spezifisch aufgrund ihres Alters, Geschlechts und ihrem Berufsmilieu ausgewählt wurden und analysierte die Audioaufnahmen hinsichtlich fünf lautlicher Variablen. Die Ergebnisse meiner Untersuchung sollen im Folgenden zusammengefasst werden.

Dialektwandel

Es ist in der Sprachwissenschaft unumstritten, dass sich alle Sprachen mit der Zeit verändern. Dabei geht der Wandel graduell, allmählich vor sich – in einer Entwicklung von Variante x zu Variante y gibt es immer eine Phase, in der beide Varianten co-existieren, also eine Phase der Variation. Dadurch benötigt Sprachwandel in der Regel mehrere Generationen oder sogar Jahrhunderte, um zu erfolgen. Nebst anderen Faktoren spielt Sprachkontakt eine entscheidende Rolle für Veränderungen in der Sprache. Somit ist die enorme Zunahme der Mobilität in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts von grossem Interesse (man denke dabei vor allem an die täglichen Pendlerströme in die Stadtzentren), aber auch der Einfluss der elektronischen Medien (Radio, Fernsehen, etc.). Bei soziolinguistischen Studien finden besonders die Faktoren Alter, Geschlecht und Berufstätigkeit grosse Beachtung. Die bisherigen Forschungsergebnisse zeigen auf: Frauen sprechen grundsätzlich standardnäher als Männer bzw. vermeiden grundsätzlich stigmatisierte Varianten (standardnäher, also näher am Hochdeutschen, bedeutet hier z.B. die Variante „Sau“ statt „Sou“ für die Bezeichnung eines Schweins). Diese Differenz der Geschlechter minimiert sich jedoch, wenn Männer und Frauen hinsichtlich der Kommunikationsanforderungen im gleichen beruflichen Sektor tätig sind, so etwa in der Landwirtschaft. Viele soziolinguistische Studien zeigen ausserdem auf, dass im Bereich der Lautung das Alter der wichtigste Faktor für Variation ist. Dabei sind ältere Generationen in ihrer Sprache grundsätzlich konservativer, während jüngere Sprecher weitverbreitete, standardnähere Varianten bevorzugen.

Wie wird nun Sprachwandel festgestellt? Zwei Methoden haben sich etabliert: Die sogenannten *real-time* (= tatsächliche Zeit) und *apparent-time* (= scheinbare Zeit) Analysen. Bei Ersterem werden Daten von zwei verschiedenen Zeitpunkten gegenübergestellt (z.B. Aufnahmen aus den 70ern mit solchen von 2015), bei Letzterem werden zu einem bestimmten Zeitpunkt, z.B. im Jahr 2015, Generationsunterschiede verglichen. Dabei wird angenommen, dass ältere Sprecher den früheren Sprachstand abbilden (für lautlichen Wandel konnte bereits in mehreren Studien die Gültigkeit dieser *apparent-time* Hypothese nachgewiesen werden). Beide Methoden weisen natürlich Vor- und Nachteile auf, daher ist eine Kombination der zwei Verfahren sinnvoll.

Vorgehen und ausgewählte Variablen

Ziel meiner Arbeit war, den Dialekt von Bärschwil in Hinblick auf Wandel zu untersuchen. Dazu wurde zum einen ein sogenannter *apparent-time* – Vergleich aufgestellt, zum anderen

wurden Daten des *Sprachatlas der deutschen Schweiz* (SDS), des bis dato umfangreichsten dialektologischen Projekts der Schweiz, welches Befragungen in Bärschwil im Jahre 1939 durchführte, als Echtzeit-Vergleich zugezogen. Die Hypothese, welche ich aufstellte war, dass durch zunehmende Mobilität seit Ende des Zweiten Weltkrieges – und somit grösserem Kontakt und Einfluss der Stadt Basel – die traditionellen Bärschwiler Varianten durch die grossräumigen, dem Baseldeutsch (und somit oftmals dem Standard, also dem Hochdeutschen) entsprechenden Varianten verdrängt werden. Dies würde sich also besonders bei der jüngeren Generation bemerkbar machen, die von Beginn an mit dieser Mobilität „konfrontiert“ war. Um diese Vermutung zu überprüfen, wurden auf Grundlage der Dialektkarten des Sprachatlas fünf lautliche Merkmale gewählt, die 1939 entweder spezifisch für Bärschwil waren, sich mit der Variante in Solothurn deckten oder der Basler Variante entsprachen.

Merkmale, die traditionell lokal / kleinräumig vorkamen:

- Zwischenwert bei der Rundung von /e/ zu /oe/, d.h. das mittelhochdeutsche „Epfel“ wurde nicht vollständig zu „Öpfel“ gerundet.
- Bei /n/ vor Reibelaut (Reibelaute sind z.B. /f/, /s/, /z/) findet ein Wegfall des /n/ mit Diphthongierung statt, d.h. „Fenster“ wird zu „Faistr“, „Zins“ zu „Zeys“ und „finster“ zu „feystr“. Unter einer Diphthongierung versteht man den Lautwandel von einem einfachen Vokal zu einem Doppellaut aus zwei Vokalen, also z.B. von /ɪ/ zu /eɪ/.
- Die sogenannte Velarisierung von mittelhochdeutsch nd zu /ŋ/: „Hund“ wird zu „Hung“, „Kind“ wird zu „Ching“ usw.

Deckend mit Solothurn waren 1939:

- Die Diphthongierung von mittelhochdeutsch langem u zu /ou/, also mittelhochdeutsch Su wurde zu „Sou“ und nicht z.B. zu „Sau“.
- Wegfall des /n/ mit Diphthongierung bei /n/ vor Reibelaut für die Wörter „uns“ („ois“) und „fünf“ („foif“).

Merkmale, die grossräumig Richtung Basel einzuordnen waren:

- Die Vokalisierung von /l/ zu /u/. Laut des Sprachatlases fand in Bärschwil keine Vokalisierung statt, eine „Welle“ war also eine „Wälle“ und nicht eine „Wäue“, dies deckte sich mit dem Basler Dialekt. Allerdings vermerkt die 2010 erschienene Ausgabe des *Solothurner Namenbuch, Die Flur- und Siedlungsnamen der Amtei Dorneck Thierstein*, dass zumindest seit den 90er Jahren die /l/-Vokalisierung typisch für den Bärschwiler Dialekt sei.

Im Oktober und November 2015 führte ich mit sechzehn Bärschwilern „soziolinguistische Interviews“ durch. Dabei handelt es sich nicht um klassische Interviews, sondern um Gespräche, in welchen individuell auf Informanten eingegangen und ggf. auch eigene Erzählungen des Interviewers beigesteuert werden. Diese Unterhaltung ist in Themenblöcke unterteilt, die je nach Gesprächspartner in Tiefe und Reihenfolge angepasst werden. Zusätzlich wurden die Informanten gegen Ende des Interviews gebeten, eine Wortliste vom Hochdeutschen in ihren Dialekt zu übersetzen und die Dialektgrenzen unserer Region nach eigenem Empfinden auf einer Karte einzuzeichnen. Die Informanten wurden gezielt ausgewählt, so dass ich Gespräche mit acht jüngeren und acht älteren Sprechern hatte, wovon jeweils die Hälfte Männer und die Hälfte Frauen waren, sowie davon jeweils die Hälfte in einem handwerklich-landwirtschaftlichen und die Anderen in einem kommunikativ-orientierten Beruf (Sekretär/-in, Pfleger/-in, etc.) tätig waren. Dies erlaubte es mir, den Einfluss dieser sozialen Faktoren auf den Wandel in Bärschwil festzustellen. Acht Stunden

Tonmaterial wurden von mir transkribiert, d.h. verschriftlicht, so dass ich einen Korpus von über 90'000 Wörtern für die Auswertung zur Verfügung hatte.

Ergebnisse

Wie hat sich nun der Bärswiler Dialekt im letzten Jahrhundert verändert? Tatsächlich hat es in Bezug auf die fünf untersuchten phonologischen Variablen in Bärswil einige Veränderungen gegeben:

Bei der Rundung von /e/ zu /oe/ ist die wichtigste Beobachtung, dass der kleinräumig, nur für Bärswil beschriebene Zwischenwert zwischen /e/ und /oe/ weder von den Informanten selbst genutzt wurde, noch überhaupt, auch auf gezielte Nachfrage hin, bekannt war. Somit muss dieses Merkmal als verloren gegangen eingestuft werden. Die Frage ist nun, welche Richtung die Entwicklung genommen hat, bzw. welche alternative Variante heutzutage in Bärswil vorherrscht. Insgesamt realisieren beide Altersgruppen eher die in Solothurn übliche Variante und überraschenderweise weder die regionale (Bärswil liegt laut des SDS in einem /e/-Gebiet) noch die Basler Variante.

Die regionale Eigenheit der Velarisierung von mittelhochdeutsch *nd* zeigt heute noch in beiden Generationen hohe Prozentwerte und scheint stabil zu sein. Diese Velarisierung ist *das* typische Merkmal der Region und stark im Bewusstsein der Sprecher verankert. Jeder einzelne Informant erwähnte im Gespräch den Ausdruck „vo hinge füürä“, der diese Eigenschaft aufs Korn nimmt. In der Regel fiel diese Bemerkung, sobald das Gespräch auf Basel und auf die Unterschiede der Dialekte zu sprechen kam. Interessant ist, dass dieser Begriff zumindest ursprünglich eher negativ ausgelegt war, die Mehrheit der Bärswiler aber einen gewissen Stolz auf diese Eigenheit und auf die Tatsache hat, aus der ländlichen Region Basels zu sein. Somit genießt dieses Merkmal zumindest zu einem gewissen Grad einen Prestigestatus bei den Befragten und dient zur Markierung der lokalen Zugehörigkeit. Dies könnte erklären, wieso die standardfernere Variante auch heute noch so präsent in Bärswil ist. Für die Bewohner Basels ist es *das* Erkennungsmerkmal, um den Dialekt unserer Region zuzuordnen. Somit können sich die Sprecher gezielt von der Stadtbevölkerung abtrennen. Die aus den Gesprächen mit den Informanten gewonnene Erkenntnis, dass der Basler Dialekt grundsätzlich sehr unbeliebt zu sein scheint, ist ein weiteres Indiz für diese Vermutung.

Die zweithöchsten Realisierungswerte zeigt die /n/-Tilgung mit Diphthongierung bei /n/ vor Reibelaut auf. Hier zeigen sich wie schon bei der Rundung grosse Unterschiede bei den untersuchten Wörtern. Vor allem das Wort „finster“, im traditionellen Dialekt realisiert als „feystr“ scheint bei der jüngeren Generation nicht mehr geläufig zu sein. Auch die standardnähere Form „finstr“ wurde von einigen Informanten in den Interviews explizit abgelehnt. „Fenster“ und „Zins“ scheinen in einer Art Zwischenstufe zu sein: Die ältere Generation zeigt einen höheren Realisierungswert für „Faistr“ und „Zeys“ als die jüngeren Sprecher. Die sehr häufigen und in der gesamten Nordwestschweiz sehr verbreiteten Formen „ois“ und „foif“ für „uns“ und „fünf“ hingegen wurden zu 100% von allen Sprechern /n/-los und diphthongiert ausgesprochen.

Mittelhochdeutsch *ū* wird in etwas mehr als der Hälfte aller Fälle zu /oo/ diphthongiert, die standardfernere Form ist in Bärswil also immer noch minimal beliebter als /au/. Allerdings gibt es wie auch schon bei der /n/-Tilgung einen signifikanten Generationenunterschied: Die ältere Sprechergruppe realisiert jeweils die traditionelle Bärswiler Variante, während die Jüngeren die der Stadt Basel entsprechenden und gleichzeitig auch standardnäheren Varianten

bevorzugen. Dieser Wandel ist sicherlich auf den stetig angestiegenen Kontakt zur Stadt, vor allem im Bereich der Arbeit, aber auch auf den Einfluss der Medien (Basler Radiosender, Basler Fernsehprogramme) zurückzuführen. Zugleich entsprechen diese Formen auch dem Standard. Einen Einfluss der Standardsprache (vertikaler Wandel) ist jedoch aufgrund der geringen Relevanz des Hochdeutschen im Alltag eher unwahrscheinlich.

Die insgesamt kleinste Verbreitung zeigt die /l/-Vokalisierung. Sie wurde im Sprachatlas als in Bärschwil gar nicht vorhanden angegeben, bei späteren Erhebungen für das *Solothurner Namenbuch* aber als typisch für das Dorf hervorgehoben. Was zeigen nun die Daten von 2015? Das Phänomen /l/-Vokalisierung ist in Bärschwil tatsächlich zu finden. Bei den befragten Informanten beschränkte sich die Realisierung auf einige wenige Sprecher, in der Regel ältere Frauen. Somit scheint dieses junge Phänomen bereits wieder im Rückgang zu sein. Das Bewusstsein über diese Variante ist bei den Sprechern, die sie nicht benutzen, auf einzelne Wörter beschränkt. So scheint den meisten nicht bewusst zu sein, dass es sich hier um eine Vokalisierung des Konsonanten handelt, allen ist aber die Form „Gringu“ für „Grindel“ bekannt.

Insgesamt hat sich der Faktor Alter in dieser Arbeit als der wichtigste Einfluss für die Realisierung der Bärschwiler Merkmale erwiesen. Dieser Faktor kommt vor allem bei der Diphthongierung von mittelhochdeutsch *ū* zu /oo/ („Bou“ statt „Bau“), bei der /n/-Tilung mit anschließender Diphthongierung bei /n/ vor Reibelaut („feystr“ statt „finster“) und bei der /l/-Vokalisierung („Stau“ für „Stall“) zum Tragen: In allen drei Fällen zeigt die ältere Generation signifikant höhere Werte (100%, 82.5% bzw. 27.8%), während die jüngeren Sprecher die standardnäheren Realisierungen bevorzugen. Die jüngere Generation weist jeweils nur 12.5%, 49.2% und 1% für die traditionelleren Varianten auf. Dies deutet auf einen Sprachwandel hin: Folgt man der *apparent-time* Hypothese, so bilden die älteren Sprecher einen früheren Sprachstand ab. Dies würde also für die genannten Fälle bedeuten, dass die Varianten, welche in Bärschwil früher vorherrschten, heute stark im Rückgang sind bzw. im Falle der /l/-Vokalisierung fast nicht mehr existieren. Auch bei der Rundung von /e/ zu /oe/ und der Velarisierung von mittelhochdeutsch *nd* realisiert die ältere Generation die traditionelle und (meist) standardfernere Form. Insgesamt zeigt sich für Bärschwil also ein sehr buntes Bild in Bezug auf die untersuchten Variablen.

Meine Arbeit bietet nun einen Einblick in die Entwicklung, die der Bärschwiler Dialekt im letzten Jahrhundert genommen hat und ermöglicht einen ersten Ausblick in die nahe Zukunft. Wie sich der Dialekt unseres Dorfes tatsächlich entwickelt, wird die Zeit zeigen.

Fragen und Kommentare können Sie mir gerne über katja.fiechter@hotmail.com zukommen lassen. Wer die gesamte Arbeit à 65 Seiten lesen möchte, darf gerne über eben jene Adresse das PDF anfordern. An dieser Stelle möchte ich meinen sechzehn Interviewpartnern und –partnerinnen nochmals meinen herzlichen Dank für ihre Mithilfe ausdrücken.